Für die Jugend.

Fürs Leben.

Laß dir ein Zeichen sein den Baum!
Nicht stets umspielt ihn Lenzestraum.
Die Luft wird kalt, der Himmel bleich
Und Schauer rütteln sein Gezweig.
Ja, Sonne braucht's und Regentage,
Daß einer gute Früchte trage.

Laß dir ein Zeichen sein den Baum!
Nur halb gehört dem blauen Raum
Der Himmelsluft er an; den Rest,
Den hält die dunkle Erde fest.
So schwankst du zwischen zweien Welten
Und sollst dies Menschenlos nicht schelten.

Heimatlos

Es war einmal ein großer Hund, der hatte keinen Herrn und auch keinen Namen und kümmerte sich auch gar nicht darum, denn es war ihm gerade recht, so frei umherzulaufen und auf niemanden hören zu müssen.

Für seinen Lebensunterhalt brauchte er auch nicht zu sorgen, denn da waren Hunderte von Geschöpfen in Feld und Wald, die zu vertilgen eigentlich ehrlicher Hunde Pflicht war. Und ehrlich, ja, das war er. Wild, aber ehrlich. Natürlich nicht so wild wie ein Wolf oder Bär. Er that keinem Menschen was zu Leide, und niemand brauchte ihn zu fürchten — im Gegenteil, er lief jedermann sorgsamst aus dem Wege, um nur ja nicht eingefangen und eingesperrt zu werden.

Hie und da jedoch — er wollte doch auch einen Kameraden sehen und mit ihm plaudern — besuchte er heimlich einen oder den andern Hund, der ihm gerade gefiel. Aber da kam er schön an. Sagte er zum Tiras im Hundehäuschen: „Guten Tag, lieber Bruder, wie geht's? Du thust mir leid an deiner Kette, bis immer geplagt und geschunden! Da sieh mich an: „Ich lebe in goldener Freiheit und weiß gar nichts von all diesen Quälereien!" — so brummte der Tiras ihn an: „Was soll das Geschwätz von Freiheit im Hundeleben? Ein ehrlicher Hund bewacht seinen Herrn! Geh fort, Tagedieb! du fauler du!" Und beim Wächterhund drüben ging's noch übler. —

Bedauernd blieb der Hund einmal vor einem hohen Gitter stehen, hinter dem eine große dänische Dogge unruhig auf und ab schritt, als möchte sie gern hinaus.

„Armer Freund!" rief der Hund hinein. „Haben dich die eigennützigen Menschen eingesperrt, damit sie ihr Leben in Sicherheit genießen können und sich unterhalten, während du für sie wachst und sorgst! Komm, spring über und lebe im Wald wie ich, als dein eigener freier Herr. Du glaubst nicht, wie schön es ist!"

Hui, wie fuhr die Dogge ihn an.

„Fort aus dem Wege, du Thunichtgut! Du bist Freiheit und Leben gar nicht wert, wenn du nicht die erste Hundetugend kennst, treu deinem Herrn zu sein! Fort, sag' ich oder ich beiß': Hau—hau—hau!"

Der wilde Hund schlich stumm um die Ecke. Er fürchtete sich nicht vor dem Drohen der Dogge, und ihre Vorwürfe trafen ihn nicht, denn er hatte ja keinen Herrn, wie konnte er ihm denn treu sein? — Aber seine Freude an der Freiheit war ihm verdorben — sie kam ihm gar nicht mehr so schön vor, wie ehedem.

Und mehr als einmal ertappte er sich bei dem Gedanken, daß es doch wol nicht so übel sei, einen Herrn zu haben, der nach treu vollbrachter Arbeit ihn zu sich ins Haus, an seine Seite riefe, ihn freundlich liebkose und ihm Leckerbissen reiche. —

Und wenn er da und dort in einem Garten fröhliche Kinder mit einem Hündchen spielen sah, das lustig wedelnd und bellend um sie herumsprang, während er so einsam außen stand, da dachte er nicht mehr: „Wie froh bin ich, daß ich nicht hinter dem Gitter und am Halsband stecke!" — sondern: „O wie froh wäre ich, wenn so liebe Kinder auch mit mir spielen wollten!" Versuchte er jedoch, sich ihnen zu nahen, so liefen sie schreiend davon, und selbst die kleinsten Hunde klafften ihn an, so wild und zottig sah er aus. Aber das wußte er freilich nicht.

„Sie kennen mich nur nicht!" dachte er. Und dann fiel ihm plötzlich ein: „Wie wär's, wenn ich mir einen Herrn suchte? Nur zur Probe einmal."

Auf den Gehöften mochte er es aber nicht probieren; da gab es überall schon Hunde. „Und ich will keinen beeinträchtigen und um sein Brot bringen!" dachte er gutmütig. Denn natürlich würde man ihn doch lieber haben, ihn, den großen und starken Hund, stärker und größer als sie alle, meinte er, — und gewiß auch schöner. So stellte er sich den einsamen Spaziergängern in den Weg, die ihm gerade gefielen und schaute sie bittend an, als wollte er sagen: „Ach nehmt mich doch mit! Ich will euch treulich dienen!"

Aber man verstand ihn nicht, oder der Stock jagte ihn zurück.

„Ich muß deutlicher reden!" dachte er, besuchte kecken Mutes die Stadt, lief in die offenen Läden und Hausthüren hinein und bot sich als Schutz und Wächter an. Aber auch hier stieß man ihn mit rauhen Worten fort und bedrohte ihn mit Schlägen.

Indessen wuchs sein Verlangen nach einem Herrn nur immer mehr.

„Es sind alles nur Mißverständnisse!" sagte er zu sich. Ich muß mich und meine Kenntnisse besser zur Geltung bringen!" Und er bellte die Vorübergehenden an, lief ihnen nach und sagte alles, was er nur sagen konnte, aber umsonst: Er erntete auch hier nichts anderes als Schläge und Drohungen, und mit knapper Not entkam er den Häschern. So lief er traurig wieder in den Wald oder aufs Feld zurück und versuchte vorläufig nicht länger, mit den Menschen oder seinesgleichen zusammen zu kommen.

So lange es noch warm war und Nahrung genug vorhanden, ging das auch recht gut, als aber die Tage rauher und kälter wurden, der Herbststurm die Bäume entlaubte, und jedes Geschöpf im Freien, klein oder groß, sich frierend verkroch, da ging's dem armen, herrenlosen Hunde schlecht, und selbst sein dickes, zottiges Fell bot ihm wenig Schutz mehr gegen Kälte und Nässe und ward immer schmutziger und häßlicher. Und Hunger litt er noch dazu.

Da wollte er doch noch einmal sein Glück bei den Menschen versuchen. Frierend und hungernd durchlief er die Straßen, schaute sehnsüchtig in jeden Laden und auf jeden Vorübergehenden, ohne mehr als einen flehenden Blick zu wagen. Aber niemand winkte ihm, niemand hatte ein Auge für seine Leiden! Ja, da er ohne Zeichen und Maulkorb war, wollten sie ihn fangen und der Polizei überliefern!

Da überkam ihn der Mut der Verzweiflung.

„Soll ich ein wildes Tier sein, so will ich auch als solches leben und mir nehmen, was sie mir nicht gutwillig geben wollen! Die Menschen sollen ihr hartes Herz büßen!"

Mit lechzender Zunge stand er vor einem Fleischerladen und sah gierig auf all die Herrlichkeiten, die hier aufgehäuft waren. Sollte er mit kühnem Satze hineinspringen, rechts und links um sich beißen und wie ein Tiger seinen Raub zerfleischen? — — Sein Auge funkelte, das Wasser lief ihm im Maule zusammen . . .

Da schrie es hinter ihm drein:

„Ein toller Hund! fangt ihn! schießt ihn tot!" Und während viele schreckensbleich vor ihm zurückwichen, sah er andere schon die Waffen heben.

Er aber floh, floh — während die Menschen hinter ihm drein hetzten, schrieen . . . . Mit letzter Kraft flog er keuchend um eine Ecke, in ein offenes Gehöft und — stürzte in eine Grube. Seine Verfolger liefen der Straße nach. Niemand fand ihn.

Toterschöpft lag er eine Zeit lang ganz still und meinte zu sterben. Es war ihm auch ganz recht, denn wie sollte er noch weiter leben und wohin sich wenden?

Doch in der Grube lagen unter Stroh allerhand Küchenabfälle. Er hatte sich in der Angst und im Falle ganz tief hineingearbeitet und seine Nase fand links und rechts allerlei Genießbares heraus, was freilich nicht so leicht ein anderer Hund angerührt hätte. Auch war es ganz warm da unten, und er lag und schlief bis zum Morgen, wo er gestärkt erwachte. Nun aber war freilich seines Bleibens nicht länger, denn wenn man ihn hier fand — so dachte er — war sein Tod gewiß. Und er hatte auf einmal wieder Lust zum Leben. Vorsichtig streckte er seine Schnauze heraus. Niemand sah ihn, denn alles auf dem großen Gute schlief noch, selbst der Hahn und der Wächterhund in seiner Hütte. Wupps — sprang unser Hund heraus und wollte entfliehen, aber das Thor war zu. Und nirgends sonst ein Ausgang. So duckte er sich im dunkelsten Winkel möglichst klein zusammen, um zu warten, bis man das Thor öffne. Ach, wenn er nur nicht so groß gewesen wäre! . .

Bald aber wurde es lebhaft im Hofe. Der Hahn fing an zu krähen, der Wächterhund bellte. Es war derselbe, der neulich den Armen, Herrenlosen so angefahren und gezankt hatte, und gut war's, daß man gerade heute vergessen hatte, ihn von der Kette zu lösen, sonst wäre es jenem sicher übel ergangen. Nun kamen die Knechte und Mägde, ließen das Geflügel heraus und fütterten es. Wie fett die Hühner und Gänse alle waren! Aber nie hätte er sich getraut, eine zu berühren! Niemand sah zum Glück den wilden Hund. Nur eine Katze schlich heran, sah mit glühenden Augen neugierig in sein Versteck und prallte mit gesträubtem Schwanz und einem mächtigen Satz zurück. Das Thor wurde jetzt freilich aufgemacht, doch wie konnte der große Hund unbemerkt hinausgelangen unter all den vielen Menschen? Er mußte noch warten.

Es war ein merkwürdig schöner Tag, wie kaum im Sommer; die Sonne schien ordentlich warm, und der Hund hatte solch ein Verlangen, sich dort auf der Wiese zu wälzen und sein zottiges Fell im Fluß zu baden! Aber er wagte es nicht, sich zu rühren.

Ein kleines Mädchen trippelte aus dem Hause, es sah so freundlich und niedlich aus! Der arme Hund in seiner Ecke wäre am liebsten zu ihr hingelaufen, hätte ihr die Pfote auf die Schulter gelegt und gesagt: „Wau — wau — ich bleib' bei dir! — Ich hab' dich so lieb!" Aber er getraute sich nicht, denn er wußte noch recht wol, wie alle Kinder schreiend vor ihm davongelaufen waren.

Und das Kind lief im Hof umher, lockte die Puttchen, schmeichelte dem Kätzchen, ja ging selbst zu dem bellenden Tiras, der immerzu raisonnierte: „Hau—hau—hau! Ich wittre was Fremdes! Untersucht dort die Ecke, hau—hau—hau!" — — Aber das Kind verstand ihn nicht und dachte, der Tiras zanke nur, weil er noch an der Kette sei. Es wollte ihn auch selber loslösen mit den kleinen Händchen, aber es ging nicht, und der Knecht sagte, er dürfe nicht, weil der Tiras sonst fortlaufen könnte. Und das war ein Glück für den armen, verfolgten Hund.

Endlich, endlich war doch gerade niemand in der Nähe. . . . Husch — sprang er auf und zum Thor hinaus, hast du nicht gesehen, und jagte in gewaltigen Sätzen davon. Erst weit außen vor der Stadt blieb er stehen und gönnte sich Ruhe.

„Hier bin ich sicher!" dachte er, denn niemand war rings zu erblicken. Es war auf einer großen Wiese, voll Hecken und Buschwerk; die Sonne schien warm, und ein Wasser floß nahebei. Da löschte der Hund seinen Durst, legte sich unter einen Busch und schlief ein. Plötzlich wachte er auf. Er hörte Stimmen: eine süße, helle Kinderstimme, die ihm so bekannt vorkam. Der Hund spitzte die Ohren und lugte durch das Gesträuch: Richtig, es war das hübsche kleine Mädchen vom Hofe, die hier mit ihrer Wärterin spazieren ging. Die thaten ihm wol nichts. Und der Hund blieb.

„So, hier ist's schön warm, hier kannst du ein wenig umherlaufen und spielen, Amandchen!" sprach die Wärterin, setzte sich auf eine Bank, zog ein Buch heraus und begann zu lesen.

Und gehorsam trippelte die Kleine umher und suchte die letzten Gänseblümchen auf der Wiese und Steinchen am Wege. Ihre Wärterin aber las — und las — und vergaß das ihr anvertraute Kind — — und den großen Fluß in der Nähe. Amandchen spielte ja immer ganz hübsch still für sich.

Da plötzlich — ein lauter Schrei — — ein platsch — platsch. Und das Kindermädchen schrie auf und warf das Buch weg. Wo war die kleine Amanda?

Fort — fort! — — Nur dort im Wasser große, weite Ringe — — und etwas wie ein schwimmender, gelbhaariger Kopf. —

Das nachlässige Mädchen rang die Hände. „Amanda, Amanda! — O Gott, sie ist ertrunken! Wie wird mir's gehen? — Helft, helft!" — —

Aber Amanda hatte einen besseren Wärter gehabt als seine pflichtvergessene Bonne; einen, der kein Auge von dem kleinen Kind gewandt, als es so fröhlich und ahnungslos vor ihm umherpusselte und spielte. Und ehe noch auf des Kindermädchens Geschrei ein paar erschrockene Leute herbeieilen konnten, tauchte es schon vor ihnen aus dem Wasser: Ein riesengroßer Hund mit dem triefenden, ohnmächtigen Kind im Maule. Wie er arbeitete, um ans Ufer zu kommen!

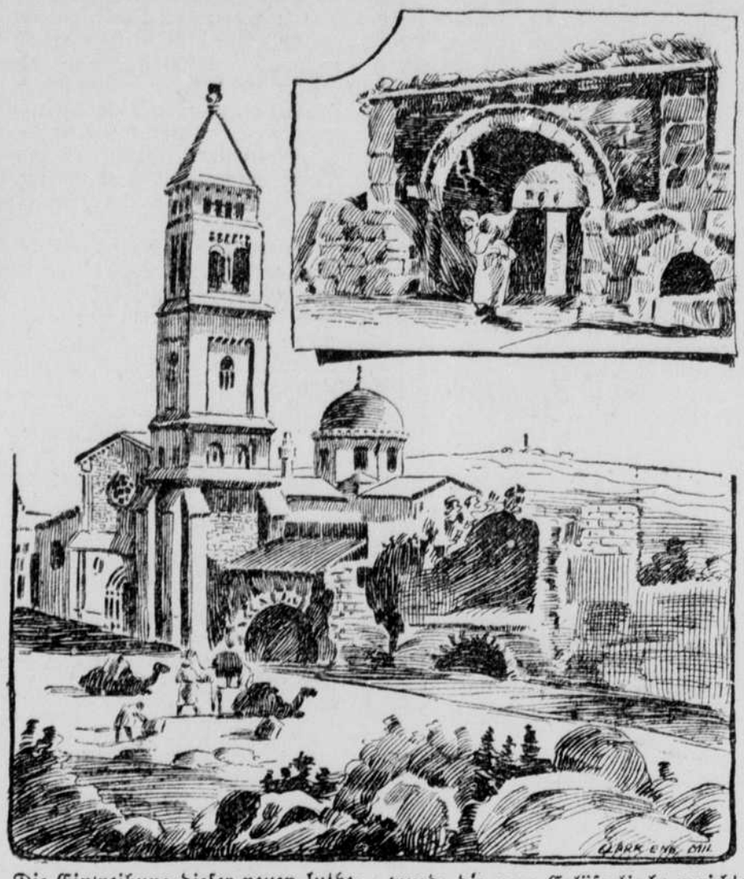
Aber schon strecken sich eifrige Hände ihm entgegen, fassen das Kind . . . Er sieht es noch gerettet in ihren Armen, mit Liebkosungen überhäuft, hört noch den Jubel der Menschen und sinkt selber kraftlos, todesmatt in den Sand am Ufer . . . .

Wer ist wol der schöne, große, wolgepflegte Hund, der mit so freudigen Sprüngen seinem Herrn entgegeneilt und an ihm emporspringt, dessen Hund ihn freundlich liebkost und ihm die besten Bissen zuträgt?

Wer ist's, der am warmen Ofen, auf dem weichsten Teppich und im schönsten Zimmer seiner Herrin liegen darf? In dessen seidenweichem, lockigem Fell allezeit zwei mutwillige Kinderhändchen zausen und wühlen dürfen, so oft und derb sie wollen? Und an den ein goldlockiges Kinderköpfchen sich lehnt und Versteckens bei ihm spielt? Wehe, wenn irgend jemand der kleinen Besitzerin desselben zu nahe treten und sie nur unfreundlich ansehen wollte! — Wer ist's, auf dessen breitem, starkem Rücken die Kleine jubelnd reiten darf? Der sie im Wägelchen fährt, Schritt und Trab, so schnell und viel sie immer will! Und so sicher! Der sie nie umwirft, ihr niemals wehe thut, noch weh thun läßt und sie treu und sicher allezeit behütet! Der sich auch die Plagereien der anderen Kinder geduldig gefallen läßt und der gutmütigste Hund ist weit und breit, der keinem Kätzlein, keinem Spätzchen je etwas zu leide thut? . . .

Könnt ihr's erraten? Man nennt ihn nur Barry, den klugen und treuen Bernhardinerhund! . . . Nein, er war nun nicht länger „heimatlos"!

Die neue Erlöser-Kirche in Jerusalem.



Die Einweihung dieser neuen lutherischen Kirche fand bekanntlich am 31. October im Beisein des deutschen Kaisers statt. Ihre Entstehung führt in die Zeit zurück, als Kaiser Friedrich Wilhelm, damals noch Kronprinz, Jerusalem besuchte. Es war im Jahre 1869 und Abdul Aziz saß auf dem türkischen Thron. Dieser Monarch schenkte dem Kronprinz den Platz der alten Kreuzfahrerkirche St. Maria. Der obere Theil des Bildes zeigt den verfallenen Thorweg derselben. Auf diesem Platze wurde die neue Erlöserkirche errichtet. Die Kosten betrugen etwa $300,000 und wurden durch Subscriptionen gedeckt. Die größte Summe davon zeichnete Kaiser Wilhelm. Die Bauart des prächtigen Gebäudes versetzt den Beschauer in die Zeit der Kreuzzüge zurück. An den damaligen Stil erinnern massive Marmorportale, Stuckaturwerke, mächtige Vasen, heroische Figuren der Ornamente und die riesigen Katheoralenfenster. Die Einweihungsfeier wurde mit großem Glanze vollzogen.

Arm in Arm mit dir,
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.

(Aus der französischen Zeitschrift „L'Illustration".)

Ein Fallstrick für die Deutschen Nord-America's.

Aus der „Kölnische Volkszeitung".

In der jingoistischen Presse der Vereinigten Staaten heißt es jetzt auf einmal, Deutschland mache in Angelegenheit der Philippinen keine Schwierigkeiten mehr, so daß also die Union ihre bezüglichen Ansprüche und Rechte ungehindert werde geltend machen können. Zunächst sehen wir davon ab, daß auch diese Nachricht zu verstehen giebt, bisher habe das deutsche Reich eine den Interessen der Vereinigten Staaten schädliche Politik getrieben; jedenfalls geht aus dem Mitgetheilten hervor, daß die Jingos eine Schwenkung gemacht haben. Ohne Zweifel ist das auf die Erkenntniß zurückzuführen, daß der Krug so lange zu Wasser geht, bis er bricht und daß Lügen kurze Beine haben. Lange genug freilich hat die Associated Preß ihr unsauberes Gewerbe deutschfeindlicher Nachrichtenfabrication getrieben; es geschah mit einem so hartnäckigen Widerstreben gegen die erkannte Wahrheit, daß es auch dann noch überaus verwerflich gewesen wäre, wenn die Erfinder, Verleumder und Fälscher das höchste patriotische Ziel — im Sinne der Yankees — verfolgt hätten.

Welchen Zweck hatten nun aber wohl diese Leute, wenn sie immer wieder auf's Neue Deutschland verdächtigten? Warum mußte Deutschland die Spanier heimlich unterstützen, mußten die Offiziere des deutschen Geschwaders vor Manila einmal mit den Spaniern, dann wieder mit den Aufständischen, jedes Mal aber gegen die Americaner fraternisiren? Warum mußte ein deutsches Kriegsschiff gegen die americanischen Interessen die Aufständischen in der Subig-Bai verfolgen, warum ein anderes Mal dieselben Aufständischen mit Waffen gegen die Americaner versehen?

Unter allen Umständen sollte die Empörung der Yankees gegen Deutschland wachgerufen werden. Deutschland mußte als der heimtückische Feind America's dastehen, dasselbe Deutschland, welches das Geburts- und Vaterland eines nach Millionen zählenden Theiles der americanischen Bevölkerung ist, dessen Sprache noch Millionen der americanischen Bürger sprechen, und mit dem sehr viele dieser Millionen noch durch Gemüthsbande verknüpft sind.

Diese Thatsache ist dem waschechten Yankee, dem Knownothing, der sein Seitenstück im französischen Chauvinisten findet, ein Dorn im Auge. So wenig, wie nach seiner Auffassung ein guter Katholik wegen seiner „Abhängigkeit von einer auswärtigen religiösen Macht" ein guter americanischer Bürger sein kann, so wenig kann das der Fall sein bei Jemand, der nicht ausschließlich anglo-americanisch spricht, denkt und fühlt. Die hinterlistigen wie auch öffentlichen brutalen Versuche, die Deutsch-Americaner in den allgemeinen Yankee-Schafstall zu treiben, datiren nicht erst seit gestern. „Let them learn English!" ist sogar nicht einmal bloß aus Knownothing-Munde oder aus Kreisen der berüchtigten americanischen Schutzgesellschaft gefallen, sondern das irisch-americanische Haupt der katholischen Republicaner der großen Republik, Erzbischof Ireland, hat es ausgesprochen, und, diese Worte ihrem Sinne nach auslegend, druckt die deutschfeindliche, irisch-americanische Presse immer wieder, daß das americanische Bürgerthum, die englische Sprache und die Staatsschule zusammengehören. Die Deutschen, die an ihren idealen Beziehungen zum Mutterlande, an ihrer Sprache, ihren eigenen Pfarreien und Schulen festhalten, letzteres, damit die deutsche Sprache ihren Kreisen nach Kräften erhalten bleibe, diese Deutschen sind nach „echt" americanischer Auffassung halbe, schlechte americanische Bürger, ein dunkler Fleck im Bereiche der glorreichen Yankee-Demokratie.

Wenn man diese schlechten Bürger zu besseren macht, geschehe es, wie es wolle, dann thut man ein patriotisches Werk. An diesem Werke nun sehen und sehen wir die Jingopresse mit ihren Verleumdungen Deutschlands. Der Gedanke an Deutschland mußte den americanischen Deutschen verleidet werden: es mußte so weit kommen, daß der Deutsch-Americaner es für unräthlich ansah, an einem idealen Erbe festzuhalten, das ja doch in der Hauptsache auf sein Ursprungsland, dieses so schmählich gegen America intriguirende deutsche Reich, zurückwies.

Die Associated Preß nahm es auf sich und führte die Aufgabe durch, Deutschland gehässig und verächtlich zu machen; gehässig durch die falschen Nachrichten, dann verächtlich durch die für uns Deutsche höchst lächerliche, vom empörten Yankee aber sehr ernst aufgefaßte Großsprecherei gegenüber der deutschen Kriegsflotte, deren alte Kasten durch eines der von Santiago her mit Ruhm bedeckten americanischen Kriegsschiffe in die Luft geblasen werden könne.

Die Regierung in Washington schwieg zu den Verleumdungen Deutschlands, wie sie zu den Flibustier-Expeditionen nach Cuba geschwiegen hatte. Die machte sich dadurch zur Mitschuldigen; jedenfalls konnte von den Yankees auf dieses ihr Schweigen als eine scheinbare Bestätigung hingewiesen werden, wenn einmal von deutsch-americanischer Seite Zweifel an dem angeblich americafeindlichen Vorgehen Deutschlands gehegt wurden.

Die Deutsch-Americaner ließen sich in der That, zum guten Theil wenigstens, durch das Vorgehen der Jingo-Presse überzeugen oder einschüchtern. Man stand allenthalben unter der unmittelbaren Wirkung der unsauberen Preßthätigkeit der Jingos, hörte geringschätzig und gehässig von Deutschland reden, wie nie zuvor, überall wurden Deutschland und der Kaiser beschimpft und gefordert, die americanischen Schiffe sollten doch jetzt einfach die deutschen Kriegsschiffe vor Manila den spanischen nach in den Grund schicken. Nach allem dem war es praktisch nicht räthlich und mußte es auch dem americanischen Empfinden in der Seele der Deutsch-Americaner sogar entgegen sein, noch für Deutschland einzutreten. Man erwarb sich das Wohlwollen der Yankees mit der Erklärung, man werde, wenn nöthig, gern gegen Deutschland mitkämpfen, eine Erklärung, die in ihrer Bedingungsform an die wohlwollenden Orakelsprüche der Washingtoner Regierung erinnerte; so wurde z. B. von Washington auf eine der gegen das deutsche Geschwader von Manila gerichteten Verleumdungen hin verbreitet, die Regierung habe zwar noch keine amtliche Kenntniß von dem angeblichen betreffenden Schritte des deutschen Admirals, aber sie werde derselben im Fall der Bestätigung als eine ernste Unfreundlichkeit ansehen. So unnöthig wie jene, war diese Erklärung; aber man erkennt in beiden Fällen den Geist, dem diese Erklärungen entsprangen.

Den Angriffen der Jingo-Presse auf Deutschland ist es auch hauptsächlich zuzuschreiben, daß deutsch-americanische Blätter ihr Urtheil über die Stellungnahme der reichsdeutschen Zeitungen überspannten und auf jedes Verständniß für dieselbe verzichteten. Diese Stellungnahme war bedingt durch die offenkundig heuchlerische Motivirung des gegen Spanien vom Zaune gebrochenen Krieges mit der „Humanität". Selbst der frühere Staatssecretär Sherman hat diesen Krieg für einen Fehler erklärt, aber selbst für Carl Schurz ist er ein „Act der Aufopferung"! Da ist es denn sehr wahrscheinlich, daß noch manche Deutsch-Americaner so denken, wie der Präsident McKinley es soeben zu Omaha in Worte kleidete: „Die Menschlichkeit unserer Ziele und die Hochherzigkeit unseres Benehmens haben dem Kriege, welcher stets entsetzlich bleibt, Züge von Edelmuth und christlicher Liebe mitgetheilt. Sie haben ein Beispiel menschlichen Hochsinnes gegeben, welches der Menschheit nicht verloren gehen kann. Wir haben den Krieg nicht gesucht und ebenso wenig die Fragen, welche sein Ergebniß uns aufgedrungen hat." Wir wollen McKinley zu Ehren annehmen, daß er selbst glaubt, was er sagt, so schwer es uns auch fällt. Das aber ist sicher: die Wahrheit ist genau das Gegentheil von dem, was er sagt. Vielleicht, oder besser, hoffentlich werden die Deutsch-Americaner Ruhe und Klarblick genug haben, um nicht einer Yankee-Auffassung zu Liebe sich für immer ein falsches Bild von den jüngsten historischen Vorgängen einzuprägen. Nur diese Ruhe, dieser Scharfblick kann sie davor behüten, daß sie endgültig in dem jingoistischen Fallstrick dauernd hängen bleiben.

Der Untergang der „Mohegan".

Wenn auch die direkte Ursache des Unterganges des großen Amerika-Dampfers „Mohegan" wohl für immer ein Geheimniß bleiben wird, so steht doch, wie aus London berichtet wird, fest, daß die indirekten Gründe auf eine allgemeine Unkenntniß der Mannschaft und Offiziere mit den Eigenheiten des Schiffes zurückzuführen sind, auf dem beide zum ersten Male fuhren und das ihnen vorher gänzlich unbekannt war. Es bestätigt sich nicht, daß der Capitän des Schiffes, Griffiths, es schon von New York nach London herübergeführt hatte. Das Außerkursfallen wird jetzt darauf zurückgeführt, daß ihre Cursstaffel irrthümliche Berechnung zuließ, oder daß die Bewegungen des Steuers nicht den Gewohnheiten der es leitenden Offiziere entsprachen. Dazu kommt wohl noch die allzu große Sicherheit des Capitäns, der diese Strecke so lange Jahre befahren und sich offenbar so sicher fühlte, daß er selbst in einem unmittelbaren Passiren der verhängnißvollen Klippen keine Gefahr sah.

Der große Verlust an Menschenleben ist direkt auf einen allgemeinen Mangel an den einfachsten Vorsichtsmaßregeln zurückzuführen. Die neuen Mannschaften waren nicht einmal ein einzigmal an den Booten gedrillt und mit der Art der Befestigung derselben u. s. w. so wenig vertraut, daß sie, als das Schiff auffuhr, trotz ihrer Kaltblütigkeit und Ruhe nicht wußten, was sie zu thun und wo sie anzugreifen hatten. Niemand kannte seinen Platz und da die Zeit fehlte, so konnte von einem regelrechten Gebrauchmachen der Boote keine Rede sein. Diese waren außerdem nach Innen-Boord gehängt, statt außer Bord frei zu schweben, eine Maßregel, für die keinerlei Entschuldigung oder Erklärung erbracht werden kann, es sei denn die einfache leidige Gewohnheit, wie sie nur bei zu vielen Schiffen herrscht, daß die Boote, anstatt fertig zum Gebrauch und außer Bord frei zu schweben, auf dem Deck liegen und als Provisionskasten oder Rumpeltammer benutzt zu werden. Der Zustand des Meeres war jedenfalls nicht ein solcher, daß die Boote, vor Allem die eigentlichen Rettungsboote, hätten hereingenommen werden müssen.

Bei der Schmiere. Auf der Probe zu den „Karlsschülern": „Herr Schultze, ich habe schon viele Schillers gesehen, aber so ist keiner in den militärischen Geist des Stückes eingedrungen wie Sie!" — „Wie so, Herr Direktor?" — „Na, so unter aller Kanone hat noch Keiner gespielt."

Seit dem letzten Kriege mit China hat Japan seine Flotte derart vermehrt und verstärkt, daß sie ziemlich weit vorn in der Reihe der Flotten der Großmächte rangirt. Beim Friedensschlusse mit China bestand die Flotte des östlichen Inselreiches aus 44 Schiffen mit einem Gesammtdeplacement von 79,000 Tonnen. 7 Schiffe hiervon mit einem Deplacement von 15,000 Tonnen waren Kriegsbeute. Heute hat Japan schon 48 Fahrzeuge mit einem Deplacement von 116,000 Tonnen und außerdem noch 27 Torpedoboote. Nach dem Programm der japanischen Admiralität soll die Flotte im Jahre 1903 67 Hochseeschiffe, 12 Torpedojäger und 75 Torpedoboote umfassen.